



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bartels, Adolf: Friedrich Hebbel und Otto Ludwig. 1

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Friedrich Hebbel und Otto Ludwig

Von Adolf Bartels

1



Am 25. Februar dieses Jahres war der dreißigste Todestag Otto Ludwigs, am nächsten 13. Dezember vor zweiunddreißig Jahren ist Friedrich Hebbel gestorben — das Menschenalter nach dem Tode der beiden großen nachklassischen deutschen Dramatiker hat sich vollendet, und es ist Zeit, zu fragen, was sie ihrem Volke inzwischen geworden sind. Nicht das, was sie ihm hätten werden sollen, würde man auf diese Frage entgegnen müssen, wenn nicht in den letzten Jahren doch zahlreiche Anzeichen hervorgetreten wären, daß die Schätzung der beiden Dichter in weitem Kreise Boden gewonnen hat, wenn sich nicht gerade jetzt an manchen Orten ein lebhaftes Bestreben zeigte, Hebbel und Ludwig zu ihrem Rechte zu verhelfen. Als die Dichter starben, herrschte in Deutschland die Münchner Schule, die für die beiden „Kraftdramatiker“ nicht das geringste übrig haben konnte. Dann kamen die großen politischen Ereignisse, die die Einigung Deutschlands herbeiführten und die Litteratur ohne weiteres im öffentlichen Interesse zurücktreten ließen. Im neuen Reich aber erblühte nicht nur nicht, wie man gehofft hatte, eine neue große Dichtung, es wurde nicht einmal wieder gut gemacht, was das vorangehende Jahrzehnt an den bedeutendsten dramatischen Talenten der Zeit gesündigt hatte: das deutsche Theater fiel in die Knechtschaft des französischen Sittendramas und seiner feichten und aufdringlichen deutschen Nachahmer, der Gartenlaubenroman und das Feuilleton machten sich breit, und selbst begabte und höher strebende Dichter flüchteten sich auf das Gebiet des archäologischen Romans und der Vagantenlyrik, die doch noch eine Art von Poesie ermöglichten. Das Ende war flachster Konventionalismus und immer größere Feuilletonistenekkeheit, gegen die sich dann die „Revolution“ des Naturalismus erhob. Sie zog ihre Kraft aus dem Auslande, wurde trotz aller Programme plan- und ziellos unternommen und war reich an Brutalitäten und Dummheiten. Aber als einige wirkliche Talente auftauchten, neigte sich der Sieg auf die Seite der Jungen. Und heute fängt man an zu erkennen, daß, was man unreif und unklar erstrebte, zum

großen Teil schon früher in der deutschen Litteratur vorhanden war, und daß ein vernünftiges Anknüpfen an das Vorhandne nicht nur den größten Teil des Kampfes, sondern auch die zeitweilig vollständige Abhängigkeit vom Auslande überflüssig gemacht hätte. Wo sind Ibsens „Maria Magdalene“ und „Erbsörster,“ wo ist Zolas „Zwischen Himmel und Erde“? Gewiß, stofflich neu, sehr reich und mannichfaltig sind die modernen Franzosen, Norweger und Russen, und auch von ihrer Behandlung der Stoffe kann man wohl lernen, aber was ihre Dichtung, soweit sie diesen Namen verdient, berechtigtes, fruchtbares Neues bringt, in seinem besten Teil hatten wir das schon früher, und wir hatten es als wahre Kunst. Das beginnt man neuerdings auch allgemeiner einzusehen, es werden Stimmen laut, die das Wiederaufnehmen der Wege, die die einsamern Dichter vor 1870 gingen, empfehlen, die vor allem die Eroberung Hebbels und Ludwigs für die deutsche Bühne verlangen.

Friedrich Hebbel und Otto Ludwig, der Dithmarser und der Thüringer, zwei Dichtergestalten, die die gewöhnliche litteraturgeschichtliche Klassifizierung ohne weiteres zusammenstellt, die aber ganz gewiß bei aller Ähnlichkeit in Lebens- und Dichterschicksalen homines sui generis und von einander in der Hauptsache völlig unabhängig sind — es dürfte sich lohnen, sie einmal genauer mit einander zu vergleichen, ja Ähnlichkeit und Unähnlichkeit fordern sogar zu einer Vergleichung auf, die von der sonst bei Vergleichungen häufigen Willkür weit entfernt bliebe. Das Material ist gegenwärtig vorhanden; denn nachdem bereits im Jahre 1878 die umfangreiche Biographie Hebbels von Emil Kuh erschienen und in den letzten Jahren seine Tagebücher und sein Briefwechsel herausgegeben worden waren, ist im Jahre 1891 auch eine Biographie Otto Ludwigs von Adolf Stern herausgekommen, die, obwohl nicht so ausführlich wie Kuhs Werk, doch der Eigenart dieses Dichterlebens voll entspricht und namentlich in der Darstellung der Entwicklungsgeschichte Ludwigs als mustergiltig angesehen werden kann, und gleichzeitig hat die erste Ausgabe der gesammelten Schriften Otto Ludwigs durch Adolf Stern und Erich Schmidt mit ihrer Mitteilung noch unbekannter Dramen, dramatischer Fragmente, Novellen und Gedichte des Dichters, sowie der Shakespearestudien in erweiterter Form auch den Blick in die Dichterwerkstatt des Thüringer Dramatikers vollständig eröffnet. Eine Vergleichung Hebbels und Ludwigs, der Menschen und der Dichter, muß aber, abgesehen von den übereinstimmenden Charakterzügen und Zeitumständen, darum besonders fruchtbar sein, weil beide es vielleicht am entschlossensten von allen deutschen Dichtern mit einem reinen Dichterleben gewagt, ihre ganze Kraft auf das Hervorbringen wahrhaft dichterischer Werke gesammelt und mehr als die meisten deutschen Dichter, Goethe und Schiller ausgenommen, über ihre Kunst bis ins einzelste hinein nachgedacht haben. Es wäre also nicht ausgeschlossen, daß sich bei einer tief eingehenden Vergleichung der beiden allerlei für die „psychologische“ Ästhetik ergäbe, die

aus dem Wesen und der Art des Schaffens der Dichter die Maßstäbe für die Beurteilung des Kunstwerks und zugleich Licht über die Kunst selbst zu gewinnen sucht; nur gehörte zu einer solchen ein Buch, und darum werden wir uns hier doch mit einer Vergleichung in großen Zügen begnügen müssen.

Zunächst wären da die beiden Dichter nach Heimat und Abstammung zu betrachten. Rein germanischer Rasse sind sie beide, aber sie gehören verschiedenen deutschen Stämmen an: Hebbel ist Niedersachse, Otto Ludwig Thüringer. Man kann sich kaum einen größern Gegensatz denken als beider Heimat, die dithmarsische Marsch und des Thüringer Waldland: die Marsch völlig eben, ohne fließendes Wasser, baumlos, nur die meist langgestreckten Ortschaften von ziemlich dichten Baumpflanzungen durchsetzt, im Herbst den wilden Weststürmen, im Winter den scharfen Ostwinden preisgegeben, dafür freilich in dem hier spät erscheinenden Frühling ein weites grünes Meer, im Sommer ein goldnes Kornfeld, das reich belebte Weiden unterbrechen, nicht ferne, hinter dem mächtigen Deich die Nordsee, das „graue“ Meer, mit ihrem hier fast stets ganz einsamen Strande; Thüringen, die anmutigste deutsche Waldlandschaft, sanft gerundete Bergkuppen, schöne Täler, von rauschenden Flüssen und murmelnden Bächen durchströmt, zahlreiche lebhaft kleine Städte, meist nicht ohne geschichtliche Erinnerungen, wie die dicht zusammengebauten Dörfer von reichen Obstpflanzungen in hübschen Berggärten umgeben — wahrlich, selbst eine Alpenlandschaft steht nicht in so vollem Gegensatz zur Marsch, denn die hat doch stellenweise wieder die grandiose Öde wie diese, und nicht mit Unrecht bringt man die ästhetischen Eindrücke der Riesenberge und des Meeres zusammen. Wie es sich von selbst versteht, haben beide Dichter aus ihrer Heimat das landschaftliche Auge mitgebracht: Otto Ludwig fand die Umgebung Leipzigs, die doch nicht ohne intimere Reize ist, abscheulich, und Hebbel schrieb als Heidelberger Student in sein Tagebuch: „Im allgemeinen ist die Heidelberger Gegend, dem letzten Punkte des Begriffs nach, trift, wenigstens für mich; denn statt der himmelanstrebenden Berge, die früher die Phantasie aufstürmte, drängte sie mir Zwerge entgegen. Eine Ebne, selbst die dithmarsische, hat etwas unendliches.“ Der Ausspruch ist auch für den Menschen und Dichter im ganzen charakteristisch, aber zunächst muß er doch auf sein Verhältnis zur Heimat bezogen werden. Ich gehe nicht soweit, zu behaupten, daß der Einfluß der heimischen Landschaft, den Hebbel zweiundzwanzig Jahre, Ludwig dreißig Jahre auf sich wirken lassen mußte, den Dichtercharakter der beiden wesentlich bestimmt habe, aber das unterliegt für mich keinem Zweifel, daß das Großartige und Herbe in Hebbel, das Warme, Sunnige und Frische in Ludwig in einem Zusammenhang mit der Natur ihrer Heimat steht. Zum großen Teil haben sie die genannten Eigenschaften freilich nicht unmittelbar, durch empfangne Eindrücke, sondern eben als Erben ihres Volkstums erhalten, auf das die Natur der Heimat seit Jahrhunderten eingewirkt hatte.

Doch erklärt man bekanntlich eine Rasse auch wieder keineswegs vollständig durch die Einwirkungen der Naturumgebung, wie sie denn auch dann noch nicht völlig in ihrem Wesen verständlich ist, wenn man ihre Geschichte hinzuzieht; es bleibt ein dunkler Rest, den man wohl mit den Worten „das Geheimnis des Blutes“ umschreibt. Aber Natur und Geschichte sind doch wichtige Faktoren, die nicht bloß bei dem ganzen Volksstamm, sondern auch bei dem Einzelnen zur Erklärung seiner Art dienen können und müssen. Hebbel darf nun nicht einfach als Niedersachse aufgefaßt werden, er ist Dithmarsche, und das bedeutet beinahe soviel wie ein potenziertes Niedersachse. Man hat die Dithmarsen, die Bewohner des Landstrichs an der Nordsee zwischen Elbe- und Eidermündung, westlich von dem eben fertig gewordenen Nordostseekanal, früher vielfach für Friesen gehalten, aber das war falsch; die Dithmarsen sind einer der drei nordalbingischen Sachsenstämme, und was sich von Friesen im Lande findet, ist später eingewandert, auch hauptsächlich nur in die Marsch. Meldorf aber, woher Friedrich Hebbels Vater stammte, und wo die Familie Hebbel in kleinen Verhältnissen heute noch fortlebt, liegt auf einer Geesthalbinsel, war lange vor der Frieseneinwanderung Hauptort des Landes und hängt noch heute mehr mit der Geest als mit der Marsch zusammen; auch weist der Dichter wie seine Familie den sächsischen Typus auf. Schleswig-Holstein bildet jedoch auch ethnographisch augenscheinlich den Übergang Deutschlands zum skandinavischen Norden, seine Volksstämme haben unzweifelhaft schon allerlei Nordisches in ihrem Wesen (was einem nicht entgeht, wenn man z. B. Storms Novellen mit dänischen und norwegischen Dichtungen vergleicht), und besonders bei den Dithmarsen hängt das eng mit dem Altgermanischen, von Urzeiten her im Stamme bewahrten zusammen. Hier ist die christlich-mittelalterliche Kultur später und unvollständiger eingedrungen als anderswo in Deutschland, hat die Herrschaft der Hierarchie und des Lehnswesens nie zu begründen, Seeraub, Blutrache, Eideshilfe und andre barbarische Sitten und Gewohnheiten bis zum Anbruch der neuen Zeit nicht auszurotten vermocht. Fest auf alter, in zahllosen Kämpfen mit habgierigen Feinden und dem grimmen Meer gewonnener und bewahrter Volksfreiheit und -tüchtigkeit begründet, hat die Bauernrepublik der Dithmarsen bis über die Reformationszeit hinaus bestanden, große Siegestage gesehen und ist dann ruhmvoll untergegangen. Erst seitdem ist Dithmarsen ganz allmählich in den Kreis der allgemeinen deutschen Kultur eingetreten und noch bis in die Mitte unsers Jahrhunderts ein verlornen Winkel deutschen Landes gewesen, wie man das aus Klaus Groths wenig bekannter, aber sehr schätzenswerter plattdeutscher Prosa deutlich ersehen kann. Aber der Volkseigenart und Volkskraft ist das zu gute gekommen, und den oft hochfahrenden, aber nicht unbegründeten Stolz und den Trotz der Dithmarsen, ihre nordische Phantasie, ihren Ernst und ihre Strenge, ihre Schwerfälligkeit und ihre Neigung zur Grübelei wie ihre jäh ausbrechende Leiden-

schaft hat ihr größter Dichter mitbekommen, Hebbel, wie ihre gut nieder-sächsishe Schlichtheit, Innigkeit, Gemütlichkeit, ihren Humor und ihren Sinn für die enge Wirklichkeit, das Kleinleben, ihr zweiter, Klaus Groth. Jedes dithmarsische Nest weist übrigens, nebenbei bemerkt, seine „Berühmtheit“ auf, ein Beweis für die Tüchtigkeit des Volksstammes: hat Heide, die jetzige Hauptstadt, Klaus Groth, so hat Melbors den Hainbünddichter Voie und halb und halb Barthold Georg Niebuhr, der hier zwar nicht geboren, aber doch groß wurde, Wesselburen Hebbel, Lunden den Satiriker Rachel aus Ditzens Schule und Marne den Theologen Klaus Harms und den Germanisten Müllenhoff. Alle diese Städtchen liegen durchweg nur zwei Meilen von einander.

Verhältnismäßig glücklicher angelegt als der niedersächsische ist der thüringische Volksstamm. Er ist unbedingt viel lebenslustiger und liebenswürdiger, seine Phantasie ist beweglicher, farbenreicher, naturfrischer und freudiger, sein Gemüt von Haus aus poetischer gestimmt, dabei ist die Heimatsliebe nicht weniger tief und innig. Das alte Holsatia (Frisia) non cantat paßt zwar gerade auf Dithmarsen nicht, denn es hatte zur Zeit seiner Freiheit eine Fülle eigner, meist historischer Volkslieder, aber die Musik- und Gesangsliebe der Thüringer und ihre Anlage für diese Künste findet bekanntlich in Deutschland nicht ihresgleichen. Thüringen hatte auch stets im Mittelpunkte deutscher Kultur gelegen, seine Geschichte ist für bestimmte Perioden, vor allem für das Reformationszeitalter, geradezu die deutsche Geschichte, und wenn auch sein Volkstum in den Zeiten der Kleinstaaterie vielfach unter schwerem Druck gelitten hatte, es hatte doch an geistiger Beweglichkeit gewonnen und sich, wie Stern treffend hervorhebt, eine gewisse Anspruchslosigkeit angewöhnt, die die Lebenslust hin und wieder nur um so fröhlicher hervorbrechen ließ. Doch fehlt bei aller Liebenswürdigkeit dem thüringischen Volksstamm keineswegs der männliche Ernst, wenn er auch selten die herbe nordische Form annimmt, und ebenso wenig die Tiefe. Neben der höfischen und städtischen Kultur blieb in dem Lande eben auch immer ein großes Stück ungebrochener Waldnatur bestehen. Otto Ludwig gehörte, wie Johann Sebastian Bach, zu den durchaus ernststen und tiefsten thüringischen Naturen, doch hatte er einem Hebbel gegenüber eine Reihe menschlich-liebenswürdiger Eigenschaften, die seine Persönlichkeit wie seine Werke jedem, der nicht bis zum Tiefsten dringt, sympathischer machen, als die des Dithmarsen.

Auch der Familienabstammung wie den Jugendschicksalen nach steht Ludwig in mancher Beziehung glücklicher da als Hebbel. Zwar muß man wohl annehmen, daß Ludwig sein Nervenleiden, das ihn schon früh plagte, ihn während seines ganzen Lebens nicht verließ und verhältnismäßig früh ins Grab zog, von seinen Eltern ererbt hatte, während die Eltern Hebbels, soviel man weiß, gesunde Menschen waren und ihr früher Tod wohl eher auf aufreibende Arbeit und Sorge, als auf angeborene schwächliche Körperbeschaffenheit zurückzuführen

ist. (Dafür spricht auch das hohe Alter, das Hebbels jüngerer, 1889 gestorbener Bruder erreichte, obwohl er dem Schnaps nicht abgeneigt war.) Aber Ludwig war ein Patriziersohn, Hebbel ein Proletarierring. Von väterlicher und mütterlicher Seite entstammte Otto Ludwig (geboren am 12. Februar 1813) angesehenen Familien, sein Vater war Syndikus der damals hildburghausischen, später meiningischen Stadt Eisfeld, seine Mutter eine Tochter der ersten Kaufmannsfamilie der Stadt; Hebbels (geboren am 18. März 1813) Vater war ein tagelöhnender Maurer, der nur wenige Jahre ein eignes Häuschen besaß, dann aber sein Leben in einer der traurigen kleinstädtischen Mietwohnungen jener Zeit verbringen mußte, die meist nur aus einem niedrigen Zimmer mit zwei „eingemachten“ Bettstellen (Mkoben) und einer Küche bestanden, die zugleich Vorflur war, und aus der der Torpfundst kaum wich. Man findet sie einzeln wohl noch jetzt. Dagegen halte man die Umgebung, in der Otto Ludwig aufwuchs: das stattliche Vaterhaus, den großen Berggarten mit dem prächtigen Gartenhause, das der Lieblingsaufenthalt des jungen Dichters wurde, später das Haus des als reich geltenden Oheims, des Kaufmanns Otto! Zwar an Sorge fehlte es auch in dem Hause des Syndikus nicht: der Vater wurde ungerecht angeklagt und verlor einen großen Teil seines Vermögens, er wie seine Frau war kränklich, und als der Vater starb, war Otto erst zwölf Jahre alt, aber schon soweit gereift, daß er dem Teuern lange vorher die Todesgedanken vom Gesicht hatte ablesen können. Aber was will das alles gegen die Jugend Hebbels besagen, der gelegentlich kein Hemd auf dem Leibe hatte und in der Hauptsache mit Kaffee und Brot großgezogen, auch von seinem Vater nicht geliebt wurde, jedes Jahr fürchten mußte, zum Bauer in den Dienst gejagt zu werden, und dann zum Maurerhandwerk gezwungen werden sollte, der außerdem auch die Stellung des Armen in der Kleinstadt früh auszukosten hatte und, da er eben eine feinorganisierte Natur war, viel mehr darunter litt als andre? Als Hebbels Vater starb, konnte der damals vierzehnjährige Sohn gewissermaßen aufatmen, so sehr ihn auch der Tod ergriff, so trübselig die Lage im elterlichen Hause war, da man den Sarg des Ernährers mit den vorhandenen Winterkartoffeln bezahlen mußte. Not hat Otto Ludwig in seiner Jugend nie kennen gelernt, Hebbel hat stets unter ihrem Bann gestanden, noch weit über seine Jugend hinaus. Er war freilich der Lieblingssohn seiner Mutter, aber was konnte die arme Frau mehr für ihn thun, als ihn vor dem Schlimmsten, eben dem Bauerdienst, bewahren, der ihn sicher umgebracht hätte? Otto Ludwig ist stets von ängstlicher, vielleicht zu ängstlicher Sorgfalt umgeben gewesen. Eine glückliche Kindheit haben sie freilich beide nicht gehabt; schon früh sind schmerzliche Erfahrungen an sie herangetreten, und sie haben von ihnen ihrer Natur nach nur zu starke Eindrücke empfangen.

Die kleinstädtische Umgebung, in der Hebbel und Ludwig groß wurden,

weist trotz aller Verschiedenheit der Gegend und des Volksstammes doch wieder manches Übereinstimmende auf. Wessalburen, der dithmarsische Marktflecken, ist zwar etwas kleiner und ländlicher als die thüringische Stadt, aber er hat doch, da er in reicher Gegend liegt und der Verkehrsmittelpunkt von etwa zehn Dörfern ist, ein verhältnismäßig reiches und volkstümliches Leben. Zu Hebbels Zeit waren auch noch die geschichtlichen Erinnerungen lebendig im dithmarsischen Volke, und in gewisser Beziehung bot dem jungen Hebbel der „Nationalstolz“ Ersatz für das Standesgefühl, das Ludwig haben konnte. Naturfreuden gewährte die Marsch natürlich weniger als das Thüringer Land, doch hat Hebbel sein Leben lang die Erinnerung an das Gärtchen beim väterlichen Hause, in dem er während seiner frühesten Kinderjahre spielen durfte, treu bewahrt (seinem Birnbaum und seiner morschen Ziehbrunnenumwandung auch in der „Maria Magdalene“ einen Platz geschenkt), sodaß ein bescheidenes Gegenstück zu der grünen Herrlichkeit des Ludwigschen Gartens in Hebbels Leben vorhanden ist. Seltene Wanderungen an den Nordseestrand, der etwa eine Stunde von Wessalburen entfernt ist, und natürlich viel knabenhaftes Herumtreiben in der nähern Umgebung des Ortes, die nichts bemerkenswertes bietet — damit sind die Hebbelschen Naturfreuden erschöpft. Man findet denn auch in Hebbels Dichtung nicht allzu viel der Natur oder gar einer bestimmten Natur entnommene Züge, nicht den starken Erdgeruch, der der Mehrzahl von Otto Ludwigs Erzählungen und seinem bürgerlichen Drama anhaftet, dafür aber wieder vielfach sehr treu die Luft der Kleinstadt, so in der „Maria Magdalene“ und im „Schnock“, auch das Spezifisch-Hamburgische in „Mutter und Kind“ nicht übel getroffen — Hamburg ist eben die natürliche Hauptstadt all der Länder an der Unterelbe. Immerhin konnte das kleine Wessalburen für die Entwicklung eines Dichters manches bieten, nur eine bessere Lehranstalt hätte es noch haben müssen; es gab dort aber nur eine zweiklassige Volksschule (Elementar- und „Rektor“-Klasse), die bei der großen Mehrzahl ihrer Schüler auf die Erziehung zu leidlich vollständiger Beherrschung des Hochdeutschen verzichten mußte. Der damalige Rektor, ein seminaristisch gebildeter Lehrer, hat sich um Hebbel, seinen besten Schüler, sehr verdient gemacht, konnte aber doch nicht mehr geben, als er selbst hatte, und das war nicht allzu viel. Nun hätten die Pastoren des Ortes einspringen sollen; die Herren haben auch Hebbels ungewöhnliche Begabung gekannt, sich aber nicht bewogen gefühlt, etwas für ihn zu thun, obwohl es ihnen nicht schwer gewesen wäre, den Knaben für eine der höhern Klassen des Gymnasiums vorzubereiten und später in Meldorf, wo sich Dithmarsens alte Gelehrtenschule befindet, unterzubringen. So geriet Hebbel in die Schreiberlaufbahn hinein, wie damals die meisten begabten Jungen aus dem Volke, und mußte das zunächst noch als Glück ansehen. Otto Ludwig war unendlich viel besser daran, hatte zunächst gebildete Eltern, bis zum elften Jahre einen Privatlehrer, kam dann auf die Eisfelder

Stadtschule, eine Lateinschule niedern Ranges, wie es scheint, und genoß dabei einen vorzüglichen Musikunterricht, dem er, da seine Neigungen nach der Richtung der Musik gingen, sich warm hingeben konnte, während Hebbel auf dazu noch heimlich zu haltende Lektüre angewiesen war. Und nicht einmal Bücher gab es in dem weltentlegnen Wessellburen oder doch nur in verschwindend kleiner Anzahl; Goethes „Faust“ z. B. war dort noch im 1830 nur in einem einzigen Exemplar vorhanden.

Dennoch ist auch Ludwig wie Hebbel Autodidakt geworden und geblieben, und der autodidaktische Bildungsgang beider ist von höchster Bedeutung. Ich gehöre nicht zu denen, die eine gute humanistische Bildung unterschätzen, und glaube, daß sie für einen Teil der Jugend unsers Volks noch auf lange die geeignetste bleiben wird, aber thöricht ist es, anzunehmen, daß sich jeder bedeutende Geist an den Alten bilden müsse, daß es ohne Gymnasium und Universität überhaupt keine Bildung gebe. Mag man an Hebbel wie an Ludwig auch einzelne Schwächen des Autodidaktentums mit einigem Scharfsinn nachweisen können, jedenfalls beweisen die Tagebücher und Briefe Hebbels, daß er im Beginn seines dritten Jahrzehnts fast ohne jede Schule eine Höhe der geistigen Entwicklung erreicht hatte, wie sie alle Schul- und Universitätsweisheit bei normal angelegten Jünglingen gleichen Alters nicht hervorzubringen vermag. Was ihm aber damals etwa noch an positivem Wissen fehlte, das hat der Dichter im Laufe seines Lebens ohne große Mühe nachgeholt. Dasselbe kann man für Ludwig aus seinen Leipziger Briefen nachweisen. Ich will mit diesen Ausführungen natürlich nichts gegen die höhern Lehranstalten sagen, ich will nur der Überschätzung des Wertes der gelehrten Bildung für die Entwicklung des Dichters entgegenarbeiten, die u. a. zu solchen Behauptungen führt, wie der, daß der Schauspieler Shakespeare die unter seinem Namen gehenden Dramen nicht geschrieben haben könne, weil er dazu nicht „gebildet“ genug gewesen sei. In Wirklichkeit erwirbt sich der Dichter die ihm zur Selbstkultur und zum Schaffen nötige Bildung, das Wissen eingeschlossen, ohne daß es gerade eines Schulmeisters bedürfte; denn er hat die Organe, die Welt und die Wissenschaft, soweit sie in den Gesichtskreis der Kunst fallen, aufzufassen, mitbekommen, und ist er ein wirkliches Talent, so hat er auch die nötige Energie, diese Organe durch fleißige Benutzung auszubilden, d. h. zu lernen. So blieb Goethe sein ganzes Leben hindurch ein unermüdet Lernender. Man kann freilich nicht verlangen, daß der Dichter gerade Latein und Griechisch und die ganze formale Seite der Wissenschaft für das Wichtigste halte, aber was er braucht, dessen wird er sich auch bemächtigen und jedenfalls den wesentlichen Dingen nahe genug, oft viel näher kommen als die eigentlichen Fachleute. Wer Hebbels und Ludwigs Bildungsgang kennt, der wird auch über den Shakespeares keinen Augenblick mehr im Unklaren und vielleicht sogar geneigt sein, für den Dichter mit spezifisch-dramatischer Begabung den autodidakt-

tischen Bildungsgang für den natürlichen zu erklären; finden wir ihn doch auch bei Kleist und selbst bei Schiller, der nicht eigentlich humanistisch gebildet war, und dem die Lateiner und Griechen sein Leben lang Mühe machten. Hebbel hat bis zu seinem zweiundzwanzigsten Jahre in Wesselsburen als Schreiber gelebt, niemals von einem geistig oder nur der Bildung nach Höherstehenden irgend welche Förderung erfahren, dagegen die spärlichen Bücher, die ihm in die Hände fielen, natürlich nicht bloß gelesen, sondern durchlebt. In der Heimat sowohl wie in Hamburg versuchte er dann noch Lateinisch zu lernen, brachte es aber nicht weit und erhielt eine vom Rektor des Hamburger Johanneums erbetene Bescheinigung seiner geistigen Reife nicht. So zog er auf die Universität nach Heidelberg, aber weder hier, noch später in München hat er, von spärlichen juristischen Anfängen abgesehen, eine Fachwissenschaft getrieben, wohl manche Vorlesungen gehört, aber nichts studirt. Ludwig hat zweimal eine Zeit lang ein Gymnasium besucht, aber mit zweifelhaftem Erfolg, ist dann Kaufmannslehrling gewesen, hat unendliche Zeit auf seine Musik verwandt und selbst viel komponirt — sein Studium war wie das Hebbels Lektüre, namentlich Dichterlektüre, und durch diese und die eigne unabhängige Geistesarbeit sind beide frühzeitig etwas geworden. Ludwig war insofern wieder glücklicher als Hebbel, als er noch sehr jung die deutschen Klassiker und Romantiker, auch Shakespeare kennen lernte; Hebbel hat in Wesselsburen nur einzelnes aus Goethe und Shakespeare (Kuh läßt das letztere sogar noch unentschieden, aber ich weiß bestimmt, daß Hebbel wenigstens den „Julius Cäsar“ gelesen und mit Anmerkungen versehen hat) kennen gelernt, aber dann freilich später nach Kräften nachgeholt. Beide begegneten sich in einer Vorliebe für E. T. A. Hoffmann, dessen „Fräulein von Scuderi“ Ludwig bekanntlich später zum Drama gestaltete. Auch Tieck war beiden wert, beide haben ihm ihre Produktionen zur Begutachtung vorgelegt, und ihre Abneigung gegen das junge Deutschland mag auf dessen Verhalten gegen den verehrten Meister mit zurückzuführen sein. Bekannt ist, daß Otto Ludwig zuerst auf den Musiker zustrebte, er wurde fast dreißig Jahre alt, ehe er seinen wahren Beruf erkannte; Hebbel wußte von vornherein, daß er zum Dichter bestimmt sei, und schon in Wesselsburen gelangten ihm einige seiner schönsten lyrischen Gedichte.

Aber die geistige Entwicklung der beiden Dichter hat uns schon etwas zu weit in ihr Leben hineingeführt, es sind noch einige Schicksale nachzuholen. Bei Hebbel wie bei Ludwig sind die Jünglingsjahre die trübsten des ganzen Lebens gewesen, eine Fülle düsterer Eindrücke haben sie aus diesen mit auf den Weg genommen. Hebbel war acht Jahre lang Schreiber auf der Wesselsburner Kirchspielsvogtei und wurde als solcher nicht besser behandelt als ein Bedienter, ja es kamen gewisse Mißhandlungen seines innern Menschen vor, die er völlig eigentlich nie überwunden hat. Dann brachte auch sein Beruf als solcher eine Reihe trauriger Eindrücke und mißlicher Erfahrungen

mit sich. Der Kirchspielvogt hatte in Dithmarsen nämlich außer der Verwaltung auch die niedere Gerichtsbarkeit, und da die Arbeitslast zunächst auf dem Schreiber ruhte, so hatte dieser nur zuviel Gelegenheit, die weniger erfreulichen Seiten der Menschennatur kennen zu lernen. Man merkt denn auch dem spätern Dramatiker sowohl diese Kenntnis wie eine gewisse praktisch-juristische Schulung an. Die letzten Jahre in Wesselburen mit ihrem vergeblichen Ringen, von der Sklaverei des Schreiberdienstes frei zu werden und doch noch zum Studium zu gelangen, kann man sich bei der damals schon erreichten Reise Hebbels und seinem nicht eben glücklichen Naturell gar nicht düster genug ausmalen. Außerordentlich niederdrückend hat auf Hebbel aber auch die Hamburger Freitischexistenz eingewirkt, die ihm die wohlmeinende Amalie Schoppe, ihrer Zeit eine vielgelesene Schriftstellerin, verschafft hatte, und selbstverständlich war eine Studentenzeit, die eine Kette aller möglichen Entbehrungen darstellt, nicht imstande, diese Eindrücke wieder zu verwischen. Während dieser ganzen Periode und noch, nachdem er 1839 sein Hamburger Litteratenleben begonnen hatte, hielt ihn weiter nichts aufrecht als das auch hin und wieder erschütterte Vertrauen auf seine noch unerprobte Dichterkraft. Seine Mutter war während seines Münchner Aufenthalts gestorben, sein bester Freund Rousseau gleichfalls, und das einzige menschliche Verhältnis, das ihn noch mit der Welt verknüpfte, sollte im Laufe seiner Entwicklung gleich verhängnis- und schuldvoll werden.

Auch Otto Ludwig verlor als Jüngling, noch früher als Hebbel, seine Mutter, wie dieser schien er auf höhere Bildung verzichten zu müssen, doch hatte er wenigstens seine Musik, die ihm auch seine ersten kleinen Erfolge brachte und ihm das Meiningische Stipendium verschaffte. Der Einblick in das schaurige Familienleben seines Onkels Otto bot für Ludwig sicher nicht weniger Trübes und Niederdrückendes als Hebbels Schreiberpraxis, berührte ihn menschlich wohl noch näher. Mit Hebbels Studienzeit dann ist Otto Ludwigs erster Leipziger Aufenthalt, der ihn als Schüler Mendelssohns fördern sollte, aber keinen einzigen unmittelbaren Erfolg hatte, an Trostlosigkeit sehr wohl zu vergleichen, nur daß Hebbels Prüfungszeit länger dauerte und er nicht wie Ludwig die doch auch beglückende Sehnsucht nach einem Heimatsidyll, das in Wirklichkeit da war und nicht allzu fern lag, in der Seele trug. Etwas wie die Hebbelsche Winterreise zu Fuß von München nach Hamburg hat schwerlich ein anderer deutscher Dichter durchgemacht. Beiden Dichtern eigentümlich ist es wieder, daß sich gerade in ihren schwersten Zeiten ihr Widerspruch gegen die damals die Litteratur beherrschende und also Erfolg versprechende Richtung des jungen Deutschlands energisch regte. Hebbel faßte den Gedanken, einen Band Kritiken, namentlich über die gerühmten Produktionen der modernen Litteratur, zusammenzustellen und herauszugeben. So lange diese Gefellen oben wären, äußerte er, sei für ihn an kein Aufkommen zu denken; er glaube ihnen

doch an dichterischen Kräften überlegen und an polemischen Talenten gleich zu sein; die gute Sache sei auf seiner Seite, und der Unwille über die jämmerlichen Halbheiten in Deutschland allgemeiner, als die Journale, die von ihnen beherrscht und größtenteils selbst geschrieben würden, ahnen ließen. Und Ludwig schrieb einige Jahre später an seinen Freund Schaller: „Im allgemeinen hat mich der Ton, der jetzt in der Schriftstellermwelt herrscht, verlegt, dieses von aller Pietät verlassene Wesen! Jeder Gelbschnabel will dem Dichter vorschreiben, wie er dichten soll, und hat er den Mut, er selbst zu sein, so entgeht er den schlechtesten Persönlichkeiten nicht. Wer mag da seine Kräfte, sein Leben, sein Glück, seine Gesundheit riskiren. Thue dir selbst genug, das ist das wahre innere Gesetz, dem wir möglichst nachkommen sollen. Und hat man es nach Kräften gethan, nicht Gesundheit, nicht irdisches Wohl zu hoch geachtet, sie auf dem Altar zu opfern, so kommen Menschen, die selbst nichts produziren, als Kritik in einer zuckerwasserverschwemmten, charakterlosen Prosa, die ich nur einen Ohren- und Sinnenkügel ohne tiefen Sinn, ja ohne praktischen Wert nennen kann, denn man bringt's nicht so weit, nur herauszulesen, was sie wohl mögen gewollt haben — und gießen ihr Gift darüber hin. Und das Publikum hat einen Geschmack daran gefunden, sich auf diesen Oberflächen zu wiegen in der Meinung, es denke, und wer weiß, wie tief, die produktiven Autoren über die Achsel anzusehen und sich zu freuen, wenn sie recht gemein heruntergerissen werden. Das ist das junge Deutschland. Lies ihre Schriften, es ist unmöglich, sich einen Begriff von dieser Tigergrube zu machen.“ Das Spiel des Schicksals führte dann beide Dichter in den Anfängen ihrer Laufbahn zu zwei jungdeutschen Größen in nähere Beziehungen, Hebbel zu Gutzkow, Ludwig zu Laube.

Nicht allein dadurch jedoch haben Hebbels Hamburger Aufenthalt von 1839 bis 1843 und Ludwigs Heimkehr nach Thüringen wie sein zweiter Leipziger Aufenthalt (1840 bis 1843) nähere Berührungspunkte; beide haben in dieser Zeit auch das erfahren, was alle bedeutenden Menschen, ehe sie das, was sie versprechen, halten können, durchmachen müssen: sie sind von denen, die auf die Entfaltung des Genius nie warten können, und für die der Erfolg alles ist, die aber zugleich auch jene Entfaltung fürchten und für den Erfolg schon den Meid, ja den Haß bereit haben, in der hergebrachten Weise mißhandelt worden. Bei Hebbel kam noch das Verhältnis zu Elise Lenjing, dieses unentwirrbare Netz von Schuld und Unglück hinzu, um ihn der Welt als Verlornen hinzustellen; Otto Ludwig hielt sich von sittlichen Schwächen frei, aber sein Thüringer Idyll ward ihm doch mannigfach gestört, und durch das Familienleben seines Onkels kam er doch mit ähnlichen Verhältnissen in Berührung wie die, in denen Hebbel verstrickt war. Es wäre Thorheit, hier den einen Dichter gegen den andern auszuspielen, Ludwig war ohne Zweifel die maßvollere Natur, aber was Hebbel in seiner heißern Leidenschaft sündigte, er

hat es sicher schwer gebüßt und, was noch mehr sagen will, später auch nach Kräften gefühnt. Der Zug seelischen Leidens, der in Hebbels Dichterphysiognomie unverkennbar und eigentlich kaum wieder aus ihr verschwunden ist, er schreibt sich ja wohl aus dieser Zeit; Ludwig hat ihn nicht, so sehr er auch gelitten hat, dafür aber auch nicht die eigentümliche Gewalt Hebbels. Aus der schwülen und leidvollen Hamburger Atmosphäre erwachsen Hebbel seine ersten großen Dramen, „Judith“ und „Genoveva,“ und machten ihn mit einem Schlage berühmt; Ludwig hatte noch ein volles Jahrzehnt zu ringen, ehe er mit einem reifen Werk vor die Welt treten konnte. Doch blieb er auf dem geraden Wege, in Leipzig wie später in Dresden und Umgebung, sein Leben weist keine dunkle Episode wie die zwischen Hebbel und Elise Lenzing, keinen vollständigen Bruch mit der Vergangenheit auf, wie er nach Hebbels Stipendienreise durch Frankreich und Italien in Wien mit der Vermählung und Niederlassung des Dichters dort eintrat. Ludwigs Liebesgeschichte und Heirat wurden wieder zum Idyll, während Hebbel eine Tragödie durchlebte. Man thut nicht gut, die Helden der Tragödie mit dem Maß der konventionellen Moral zu messen.

Hier kann ich die Vergleichung des Lebensweges der beiden Dichter abschließen; denn was nun noch folgt, ist die Periode der Produktion und des Kampfes um die Anerkennung, den jeder bedeutende Dichter durchzumachen hat, und der Siege und Niederlagen, Wunden und Lorbeern bringt, die Lorbeern oft zu spät. Daß Hebbel stets mehr im Vordertreffen der Litteratur stand und viel heftiger bekämpft wurde als Ludwig, auch wohl ungeduldiger und reizbarer war als dieser, ist ziemlich allgemein bekannt. Beide Dichter waren im übrigen zu einer ernsten, ja strengen Lebensführung geneigt, überhaupt konservativer Natur, ohne viel persönliche Bedürfnisse; beide sind musterhafte Ehegatten gewesen und haben in ihrer Häuslichkeit ihr Glück gefunden, nur daß diesmal die des Dithmarsen die behaglicher und reicher ausgestattete war, eine Entschädigung für die unendlichen Entbehrungen der Jugend und des ersten Mannesalters. Im besten Mannesalter schon kam dann die Krankheit, die Ludwigs Schaffen störte, fast lähmte, während Hebbel, weniger geplagt, bis zuletzt die volle Produktionskraft bewahrte, dafür aber einige Jahre früher abgerufen wurde. In seiner Ganzheit übersehen, ist beider Leben nichts weniger als von Glück begünstigt, doch haben es beide mannhaft getragen, und Hebbel hat sogar die Sonne der spätern Jahre als vollen Ersatz für die düstre Jugend angenommen.

Götter, öffnet die Hände nicht mehr, ich würde erschrecken,
Denn ihr gabt mir genug, hebt sie nur schirmend empor!

so lautet eins seiner Distichen.

